

Vor zwanzig Jahren starb Jean-Paul Sartre

Regisseur der „Geworfenheit“

Wolf Scheller

Im Nachwort ihres Buches *Der Lauf der Dinge* berichtet Simone de Beauvoir: „In meinem Leben habe ich einen unbeschreibbaren Erfolg zu verzeichnen: meine Beziehung zu Sartre. In mehr als dreißig Jahren sind wir nur einen Abend im Streit schlafen gegangen.“ In einem Interview mit dem *Playboy* revanchierte sich Sartre seinerseits mit einem artigen Kompliment. Als man ihn fragte, was er von der Beauvoir als Frau halte, sagte er: „Ich glaube, sie ist schön. Ich habe sie schon immer schön gefunden, auch damals, als ich sie zum ersten Mal sah und sie einen entsetzlichen kleinen Hut trug. Ich wollte sie um jeden Preis kennen lernen, weil sie schön war, weil sie ein Gesicht hatte und es immer noch hat, das mich anzieht.“ In der *Zeremonie des Abschieds* erzählt die Beauvoir, wie hinfällig Sartre in den letzten Jahren geworden war. Längst schon ist er gezeichnet von den Malen der Krankheit und des Alters. Er ist nahezu blind. Er kann nicht mehr lesen oder schreiben, aber sein Werk ist abgeschlossen, aber auch abgeschnitten von seinem Autor. Der physische Zerfall ist nicht mehr aufzuhalten. Was bleibt, ist das angestrengte Dauerrauchen, der Whiskey. Als Sartre am 15. April 1980 stirbt, hält das lärmige Paris für einen Moment den Atem an. Tags drauf blicken den Leser von der ersten Seite fast aller Pariser Zeitungen die hinter starken

Brillengläsern kurzsichtig zusammengekniffenen Augen Sartres an. Man wusste zwar, dass Sartre schwer krank war, aber dann kam der Tod doch überraschend. Als ein paar Tage später zehntausende seinem Sarg folgten, erlebt Frankreichs Metropole noch einmal den trutzigen Aufmarsch der französischen Linken – oder dessen, was von ihr seit den unruhigen Tagen des Mai '68 übrig geblieben ist. Denn egal, wofür man sich bei Sartre im Einzelnen entscheiden mochte – für den Philosophen oder den Romancier, den Dramatiker oder den Kritiker und Literaturhistoriker –, vor allem und unstrittig blieb sein Name verbunden mit den Studentenunruhen vom Mai '68. Damals war er das Sprachrohr des Protestes, er ging auf die Straße, ließ sich einspannen auf der Seite der revolutionären Gewalt. Erst später entdeckte er ansatzweise seinen Irrtum und den Irrtum einer Generation; aber er widerrief nicht – die Einsicht in die doch sehr fragwürdige Utopie der Neuen Linken blieb ihm verstellen. Aber er wandte sich danach resigniert einem letzten literarischen Projekt zu: der Biografie Flauberts. Aber was war an Gustave Flaubert (1821 bis 1880) so interessant, dass Sartre ihm sein großes Alterswerk widmete? Was faszinierte ihn an dieser vielfach gebrochenen, überaus komplexen Künstlerpersönlichkeit, deren seelische Disposition geradezu beispiel-

haft ist für das Leiden eines sensiblen, die Strömungen und die unsichtbaren Ströme der Zeit überfein registrierenden Schriftstellers, ein Leiden an sich selbst und an der Zeit? Ging es Sartre um die Seelenanalyse dieses Mannes, mit dem er von frühester Jugend an bestens vertraut war, oder ging es dem gesellschaftskritischen Analytiker Sartre um eine Diagnose der Epoche und ihrer Gesellschaft, in der die Bourgeoisie ihre größte Machtenthaltung erlebte? Heute wissen wir: Es ging Sartre um beides, und unter beiden Aspekten ist sein Flaubert-Werk *Der Idiot der Familie* ein epochales, erregendes, monumentales Werk, das über eine Biografie im konventionellen Sinne weit hinausgeht. Sartres Text kreist immer wieder um Flauberts Hang zum Mystischen und seinen Philisterhass. Denn diese Weltflüchtigkeit und die Verachtung der materialistisch-kapitalistischen Gesellschaft entsprangen bei ihm der gleichen Wurzel. Auch das außergewöhnlich vielfältige, vielschichtige Werk Flauberts ist ohne sein Leiden an den seelischen Pressionen der Bourgeoisie nicht denkbar, ein Leiden, das schöpferisch zu Buche schlägt.

Stand da am Ende der viel bewunderte Skandalautor von *Madame Bovary*, die ihren Verfasser die Anklage wegen Verletzung der öffentlichen Moral und der Religion einbrachte, so war mit diesem Einschnitt das romantische Zeitalter endgültig passé. Für Sartre geht es aber keineswegs darum, Flauberts Denken und Schreiben mit der Reduktion „Er gehörte dem Bürgertum an“ zu versehen. Dieses Problem ist ihm später sogar eine Schelte des Marxismus wert. Der Marxismus, bemerkt Sartre, situiere, aber lasse niemals etwas entdecken. „Da die Dinge so und so waren, der Klassenkampf die und die Form angenommen hatte, musste Flaubert, der dem Bürg-

ertum angehörte, leben, wie er gelebt hat, und schreiben, was er geschrieben hat. Was aber mit Schweigen übergangen wird, ist die Bedeutung dieser drei Worte „dem Bürgertum angehören“.

Dieses Schweigen hat Sartre mit seinem Werk über Flaubert so gründlich gebrochen wie kein Kritiker des Bürgertums vor ihm. „Der Mensch ist nichts anderes als das, was er aus sich macht“ – auch in dieser These blieb sich Sartre treu. „Wir haben versucht, in großen Zügen Gustaves Konstitution zu ermitteln“, heißt es am Schluss des ersten Bandes von *Der Idiot der Familie*. Dann aber weiter: „... wir haben dennoch nur eine abstrakte Bedingtheit erfasst: Niemand kann leben, ohne sich zu schaffen, das heißt, ohne auf das Konkrete hin zu überschreiten, was man aus ihm gemacht hat.“

Ein kleiner, unersetzer Mann, dessen rechtes Auge stark schielt, das Haar straff auf der linken Seite gescheitelt, meistens die Pfeife im Mundwinkel, eine nicht unbedingt anziehende Erscheinung, die aber gerade durch ihre kauzige Hässlichkeit ihre Wirkung nicht verfehlt – so kannte man ihn. Sartre hat sich um Äußerlichkeiten zeit seines Lebens nicht viel gekümmert, obwohl er – wie Simone de Beauvoir schreibt – „viel Sinn für Freundschaften und Frauen“ hatte. „Sartre war nicht zur Monogamie berufen; er war gern in Gesellschaft von Frauen, die er weniger komisch fand als Männer.“ Tatsächlich hat Sartre den Schritt zur bürgerlichen Eheschließung mit seiner Freundin nie vollzogen. „Bei uns beiden“, erklärte er ihr, „handelt es sich um eine notwendige Liebe: Es ist unerlässlich, dass wir auch die Zufallsliebe kennen lernen.“

Fraglos aber steckt der Schlüssel zum Verständnis seiner antibürgerlichen Protesthaltung in den frühen Anfängen seiner Entwicklung, seiner Kindheit und Jugend. Auf

Regisseur der „Geworfenheit“

Bildern aus jener Zeit sieht man einen mädchenhaft zurechtgeputzten kleinen Jungen mit langen Locken. Später, als Vierzehnjähriger, ist der Ausdruck bereits ernst und gesammelt, gelegentlich ein wenig blasiert, ein Bürgersohn eben mit solider Bildung und Erziehung. Aber man wusste, dass Sartre diese bürgerliche Herkunft, dieses stickige Milieu aus Konvention und Vorurteil, zutiefst verabscheute. Dieser Hass, sagte er einmal, werde ihn bis zum letzten Atemzug nicht verlassen. Es war dies für ihn ein Problem, das in seinen Romanen und Theaterstücken eine wesentliche Rolle gespielt hat. Der bürgerliche Intellektuelle – etwa Mathieu in dem Roman *Der Pfahl im Fleisch* – muss sich zwischen Aktion und Theorie entscheiden.

Sarkastische Autobiografie

Doch trotz aller Radikalität, mit der Sartre das Milieu, aus dem er stammte, bekämpft hat, gibt es nur wenige Autoren, die ihre Herkunft so scharfsinnig analysiert, zugleich auch derart brillant beschrieben haben. Sartres intellektuelle Autobiografie der ersten zwölf Jahre seines Lebens – *Die Wörter (Les Mots)* – ist eine einzige Polemik, voller Sarkasmen, geschrieben aus einer Distanz von mehr als vierzig Jahren. Sartre hat seinen bereits 1907 gestorbenen Vater praktisch nicht gekannt. Er lebt mit seiner Mutter bei den Großeltern, bis die Mutter ein zweites Mal heiratet und die Familie für ein paar Jahre nach La Rochelle übersiedelt. Die Kindheit in Paris unter den Augen des wie ein Patriarch regierenden Großvaters Charles Schweitzer, dessen Familie wiederum mit dervon Albert Schweitzer verwandt war, hat Sartre eindrucksvoll geschildert. Besonders mit der Gestalt des Großvaters, für den kleinen Jean-Paul offenbar eine Art Vorbild, be-

fasst sich Sartre in dem Buch eingehend: „(...) der Patriarch: Er glich Gottvater so sehr, dass man ihn oft damit verwechselte.“ Sartre litt darunter, dass er im großelterlichen Haus gemeinsam mit seiner Mutter praktisch ein nur geduldeter Gast war. „Ich habe nie ein Gefühl für das Eigentum gehabt; nichts hat mir jemals wirklich gehört, denn ich habe zuerst bei meinen Großeltern gelebt und nach der Wiederheirat meiner Mutter mich bei meinem ‚Stiefvater‘ auch nicht ‚zu Hause‘ gefühlt; die anderen gaben mir immer, was ich benötigte.“

Von La Rochelle kehrt Sartre wieder nach Paris zurück. Er besucht die Oberschule, und es gelingt ihm die Aufnahme in die Eliteanstalt „École Normale Supérieure“, deren Studenten auch heute noch für die gesamte Zeit des Studiums Staatsstipendiaten sind. Hier absolviert er 1929 das Abschlussexamen – als Bester. Simone de Beauvoir, die er dort kennen gelernt hatte, wird Zweitbeste. Nach dem Staatsexamen in Philosophie arbeitet er bis 1933 als Lehrer in Le Havre und geht dann nach Berlin ans Institut Français, wo er bei den Philosophen Edmund Husserl und Martin Heidegger studiert. In Le Havre, wo er später bis 1939 wiederunterrichtet, hat Sartre wohl am massivsten die Enge der provinziellen bürgerlichen Kleinstadtatmosphäre am eigenen Leib erfahren. Das Milieu dieser Stadt liefert später den Hintergrund für den Roman *Der Ekel*. Gelegentliche Ausbruchversuche führen ihn nach Leon und Neuilly, bis er dann 1939 zum Kriegsdienst eingezogen wird und 1940 in deutsche Gefangenschaft gerät, aus der er ein Jahr später wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes entlassen werden muss. In den *Carnets de la drôle de guerre* berichtet Sartre, wie komfortabel diese Kriegsgefangenschaft für ihn war. Er konnte lesen und schreiben, was er wollte.

Allerdings sagen diese Texte nicht allzu viel aus. Für Sartre erhält jedes Begebnis nur in einem momentanen Bezugsnetz seinen Sinn, „en situation“, wie er es nennt. Dem großen Weltgeschehen steht Sartre zu Beginn des Krieges relativ blind gegenüber, er war und ist vor allem mit sich und seinem Schreiben beschäftigt. So kann er die Ängste der Beauvoir einfach nicht nachvollziehen, die von den drohenden Geschehnissen tief erschreckt ist. Immerhin hat er bis zu diesem Zeitpunkt bereits eine Reihe bedeutender Texte veröffentlicht, so den Roman *Der Ekel* und die erste Novelle *Die Mauer*. In den Kriegsjahren nimmt Sartre aktiv an den Aktionen der Widerstandsbewegung teil. Während der Besatzung unterrichtet er an verschiedenen Pariser Gymnasien. Aber den Widerstand gegen die deutschen Okkupanten empfindet er vor allem als eine Herausforderung für die französischen Intellektuellen: „Niemals waren wir freier als unter der deutschen Besatzung. Wir hatten alle Rechte verloren und zuerst dasjenige, frei zu sprechen.“

Noch während des Krieges, erstaunlich genug – 1943 –, erscheinen sein erstes Drama *Die Fliegen* und sein für die mit dem Begriff „Existenzialismus“ etikettierte Philosophie grundlegendes Hauptwerk *Das Sein und das Nichts*. Romane, weitere Dramen, Essays zur Philosophie und Literatur folgen in kurzen Abständen. Für das Ausland wird Sartre nach dem Krieg zum Idol und Inbegriff einer neuen Literatur und Philosophie, die die Fesseln der Vorkriegstradition über Bord geworfen haben. Man lädt ihn zu Vorträgen ein, feiert ihn, seine Bücher werden in zahlreiche Sprachen übersetzt, seine Dramen in Ost und West gleichermaßen aufgeführt. „Der Krieg war es, der die veralteten Rahmen unseres Denkens sprengte. Der Krieg, die Besatzungszeit, der Widerstandskampf

und die darauf folgenden Jahre. Wir wollten an der Seite der Arbeiterklasse kämpfen, wir verstanden endlich, dass das Konkrete Geschichte und das Handeln dialektisch ist.“

Bruch mit Camus

Sartres Sympathie für die Linke – übrigens war er nie Mitglied der KP – hatte offensichtlich mehrere Gründe. Da war zunächst die historische Erfahrung in der Résistance, im Kampf gegen den Faschismus. Zum anderen sah er seit Ende des Krieges auf Seiten der Linken die Chance, dem Schreibtisch-Individualismus des bürgerlichen Intellektuellen ein für allemal abzuschwören. Der Poet, der Philosoph, schließlich der Revolutionär als Anwalt der Unterdrückten – dieses Idealbild suchte Sartre zu verkörpern. Es hielt ihn gleichwohl nicht davon ab, den Marxismus und seine Entartungsformen scharf zu kritisieren. Ungarn 1956 und Prag 1968 – beide Male hat Sartre protestiert. Doch gerade in seinem Verhältnis zu den Kommunisten offenbaren sich Widersprüche in der von Sartre vertretenen Freiheitsphilosophie.

Zunächst hatte er die reine Freiheit des Menschen postuliert, später gab er dem „Engagement“ immer ausdrücklicher einen politischen Inhalt. Die Freiheit des Schriftstellers verlange, sich „mit dem Proletariat zu verbinden und eine klassenlose Gesellschaft zu errichten“. Darüber kam es zum Bruch mit seinem langjährigen Freund Albert Camus, als dieser die Existenz von Straflagern in der Sowjetunion als Vorwurf gegen Stalins Terrorregime und die KP gebrauchen wollte. Zwar bedauerte Sartre, dass der Marxismus „stillstehe“ und eine „verbrecherische Gedankenfaulheit“ zeige. Aber er selbst hielt sich im Rahmen dieses „stillste-

henden Marxismus“, vertraute seiner künftigen Entwicklung und glaubte, es handele sich um eine kleine geschichtliche Pause. „Von der Geschichte getragen, manifestiert die KP eine ungewöhnliche, objektive Intelligenz: ‚Selten täuscht sie sich, sie tut, was notwendig ist...‘“

Mythos Revolution

Doch bleibt Sartre auf Distanz zur KP in Frankreich. In seinem Essay „Was ist Literatur?“ stuft er den Kommunismus neben Nazismus, Gaullismus und Katholizismus als „vierte Mystifikation“ ein. Und die Entfernung zu den orthodoxen Kommunisten in Frankreich wächst später noch. Sartre gründet eine eigene politische Gruppe, das „Rassemblement démocratique Révolutionnaire“. Immer wieder ist es dieser Impetus, der ihn in Widerspruch zu den Hierarchien der Linken bringt.

Ist Sartre noch Marxist? In seiner Zeitschrift *Les Temps modernes* schreibt er über Literatur und Politik und rückt zum Anwalt der Jugendbewegung auf. Auf der Straße will ihn die Polizei verhaften. Dagegen aber steht de Gaulles berühmtes Wort: „Voltaire verhaftet man nicht!“

Aber Sartre macht am Ende der sechziger Jahre auch die Erfahrung, dass der Mythos Revolution auch keine reale Gestalt mehr annimmt. Er bekundet Zweifel: „Revolution so, wie sie vor fünfzig oder sechzig Jahren definiert wurde, lässt sich infolge der Umstände nicht mehr in gleicher Weise durchführen; sie ist in unseren Ländern keine unmittelbare Kategorie.“

Die letzten Jahre genießt Sartre politisch eine Art Narrenfreiheit, und er selbst dürfte wohl der Letzte gewesen sein, der sich in dieser Rolle wohl gefühlt hat. Das zeigte auch sein Besuch bei Andreas Baader in Stuttgart-Stammheim. Wieder einmal hatte sich der Prophet der *Wege der Freiheit* in einem Netz von Widersprüchen verfangen, in denen die moralischen Kategorien von einst kaum noch zu erkennen waren.

Als er 1964 die Annahme des Literatur-Nobelpreises verweigerte, geschah dies bereits aus der Furcht, man könne den Schriftsteller und Philosophen Sartre vom politisch engagierten Sozialisten trennen. „Wie kann“, fragte er Jahre später in einem Interview, „eine gesetzliche Tätigkeit (beispielsweise die der KP) jemals das Gesetz umstürzen? ... Das ist einer der Gründe, warum es mich zu den Maoisten zieht: Ich glaube an die Illegalität.“

Nach vielerlei Umwegen hatte sich in den Siebzigern der Kreis geschlossen. „Das Ergebnis ist pessimistisch“, gesteht der Philosoph, welcher dennoch der Hoffnung auf die Revolution nicht entsagen möchte. Sartre räumt ein, aus „zwei Typen von Intellektuellen“ zu bestehen: dem klassischen und dem revolutionären. Besiegen kann der eine den anderen nicht, und so herrscht permanent Unfrieden zwischen beiden.

An der Konfessionsbereitschaft Sartres war nie zu zweifeln. Eines der schönsten Worte hat Simone de Beauvoir über ihn gefunden: „Sartre lebte, um zu schreiben. Er war berufen, von allen Dingen Zeugnis abzulegen und sie, unter dem Pramat der Notwendigkeit, denkend neu zu erschaffen...“